

EVELINE ALTHAUS

Sozialraum Hochhaus. Nachbarschaft und Wohnalltag in Schweizer Großwohnbauten (Urban Studies). Transcript Verlag, Bielefeld 2018. 460 S., 106 Abb. ISBN 978-3-8376-4296-4, 49,99 €

Wohnmaschinen, Betonbunker, Sozialghettos – Großüberbauungen bzw. Großwohnsiedlungen haben bereits seit über vierzig Jahren ein Imageproblem, das durch Negativzuschreibungen in der öffentlichen Wahrnehmung weiterhin reproduziert wird. Sie werden als bauliche Fehlentwicklungen und Problemfälle abgestempelt, ungeachtet der Tatsache, dass sie teilweise mehreren Tausend Menschen ein Zuhause bieten. Sie sind schon seit ihrer Entstehung verschiedentlich Forschungsgegenstand gewesen; seit den 1990er Jahren bemüht man sich verstärkt um unvoreingenommene Perspektiven, die bislang jedoch kaum die nachbarschaftlichen Verhältnisse der Siedlungen berücksichtigen.

Diese Lücke schließt die vorliegende Studie mit der Absicht, „gebaute Strukturen und menschliche Dynamiken relational zusammenzudenken“ (S. 12) und somit einen Schwerpunkt auf qualitative Fragen zu setzen. Dazu wurden zwei in möglichst vielen Aspekten divergierende Siedlungen für eine vergleichende Untersuchung ausgewählt. Sie beruht auf einer großen Bandbreite an methodischen Zugängen: Die Auswertung von Archivalien (Baupläne und -akten, behördliche Korrespondenzen, Zeitungsberichte etc.) liefert das Grundgerüst zur Baugeschichte, während Interviews mit einer Vielzahl an Akteur:innen die Wohn- und Verwaltungspraxis beleuchten. Experten Gruppen wie Eigentümer, Hauswarte oder Sozialarbeiter:innen kommen ebenso zu Wort wie Bewohner:innen, die nach Alter, Geschlecht, Haushaltsstruktur, Herkunft und Wohndauer möglichst breit ausgewählt wurden. Protokolle zu Ortsbegehungen, spontanen Gesprächen mit Passant:innen sowie eine Fotodokumentation runden die Erfassung ab.

Die Auswertung des Materials erfolgt nach den Ansätzen der „Hausbiografie“ und der Nachbarschaftsforschung. Letztere blickt bereits auf eine längere Tradition vor allem in der Soziologie zurück und berücksichtigt nicht nur die baulichen bzw. räumlichen Voraussetzungen, sondern auch die individuell wie gesellschaftlich ausdifferenzierten Erwartungen an Nachbarschaften – von Distanz und Rückzug bis hin zu Verklärung und Idealisierung, von engem Austausch bis hin zu offenen Konflikten. Der Ansatz der Hausbiografien fokussiert dagegen stärker Gebäude und Siedlungseinheit als Ganzes und begreift sie nicht als statische Gegebenheit, sondern als von allen beteiligten Akteur:innen und permanent neu ausgehandelten räumlichen und sozialen Prozess. Der von einem interdisziplinären Team am ETH Wohnforum (Zürich) entwickelte Ansatz wird auch fachgeschichtlich verortet; es mag allein verwundern, warum die oft ähnlich multiperspektivisch ausgerichteten Arbeiten der Haus- und Bauforschung, insbesondere zu Gebäuden im freilichtmusealen Kontext und zur jüngeren Vergangenheit, dabei unberücksichtigt bleiben.

Der Hauptteil beginnt mit einer zeitgeschichtlichen Kontextualisierung der Großüberbauungen. Sie entstanden vorrangig in den 1960er und 1970er Jahren an vielen

Stadträndern und machten in der Schweiz rund ein Drittel aller Wohnbauten aus. Hintergrund waren die hohen Wachstumsraten von Wirtschaft und Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg, das zeitgenössische Architekturideal ‚Urbanität durch Dichte‘ sowie das industrielle Bauwesen, das durch Vorproduktion und Normierung in kurzer Zeit riesige Wohneinheiten mit moderner technischer Ausstattung realisieren konnte. Die Gebäude selbst fielen in Gestaltung und Zuschnitt sehr unterschiedlich aus, die Planungen folgten keinen staatlichen Programmen, sondern wurden an den lokalen Bedingungen ausgerichtet. Die Ölkrise von 1973 bildete einen Wendepunkt: Die Großüberbauungen wurden aufgrund von Kritik am kapitalistischen Wachstumsverständnis, Ressourcenverschwendung, Monofunktionalität und wegen rasch auftretender Baumängel zunehmend negativ bewertet. Öffentlichkeit und auch Wissenschaft zeichneten oft düstere Prognosen für die Siedlungen, deren soziale Entwicklung tatsächlich nicht selten einer Abwärtsspirale glich. Zudem erschienen die auf die klassische Kleinfamilie ausgelegten Wohnungsgrundrisse nicht mehr zeitgemäß. Doch trotz aller Kritik bleiben Großüberbauungen auf lange Sicht wichtige Faktoren des Wohnungsmarktes und können nicht ohne weiteres ersetzt werden.

Die erste vorgestellte Siedlung ist Unteraffoltern II im Norden Zürichs. Sie besteht aus zwei Wohnscheiben, deren Architektur an die Unité d’Habitation von Le Corbusier angelehnt ist: Die Wohnungen reichen über zwei Geschosse und ermöglichen großzügige Ausblicke auf beiden Gebäudeseiten. Sie wurden 1968/69 ohne Gerüste im Allbeton-Verfahren gebaut und sollten Teil einer weitaus größeren Siedlung sein, die nie realisiert wurde. Schon nach 15 Jahren wiesen sie erste Bauschäden auf und gerieten in eine soziale Krise, die sie öffentlich zum Negativsymbol machte. Ab den 1980er Jahren trugen zahlreiche Maßnahmen zur Aufwertung der Siedlung bei, u. a. bauliche Sanierung, Neugestaltungen der halböffentlichen Innenräume, weitere Ausdifferenzierung der Wohnungsformate, die (nicht unumstrittene) Förderung einer sozialen Durchmischung der Bewohnerschaft, Einsatz von Sozialarbeiter:innen, Aufwertung des Außenbereichs und eine bessere infrastrukturelle Anbindung an öffentliche Einrichtungen sowie die Kernstadt. Die Wohnzufriedenheit ist heute hoch.

Die zweite Siedlung liegt „in der Telli“ bei Aarau, einer Kleinstadt, die in den 1950er Jahren ein starkes Wachstum erlebte. Zwischen 1972 und 1991 entstanden vier langgezogene Wohnscheiben mit getreppten Flachdächern und großzügigen Fensterflächen, in denen 1250 Wohneinheiten mit einem bis fünfeinhalb Zimmern untergebracht sind. Anders als in Unteraffoltern II wollte man den Charakter einer Schlafstadt vermeiden, weshalb neben verschiedenen Einkaufsmöglichkeiten auch Gemeinschaftsräume, Kegelbahn, Disco, Fitnessraum u. a. eingerichtet wurden. 90 Prozent des Areals sind Grünfläche, die wie auch der nahegelegene Wald von den Bewohner:innen rege genutzt werden. Seit 1974 besteht ein Gemeinschaftszentrum, in dem Sozialarbeiter:innen tätig sind; speziell für Jugendliche wurde im Jahr 2000 das Programm „allons-y Telli!“ ins Leben gerufen. Die „Tellianer“ identifizieren sich überwiegend positiv mit ihrer Siedlung und haben sich im Einzelnen sogar schon gegen negative Berichterstattungen gewehrt.

Im letzten Teil der Studie wird das Nachbarschaftsleben beider Siedlungen im Vergleich analysiert. Zunächst nimmt die bauliche Struktur Einfluss auf die Ausbildung von Nachbarschaften: In Unteraffoltern findet sie eher horizontal entlang der Verteilgänge statt, in der Telli eher vertikal über die jeweiligen Hauseingänge, wo baugleiche übereinanderliegende Wohnungen auch die Ansiedlung von ähnlichen Bewohnerstrukturen begünstigen. Die anfängliche Skepsis, mit so vielen Menschen in einem Haus zu wohnen, wich der Wahrnehmung der Wohnungen als abgeschlossene Einheiten, in denen man nur die Geräusche der unmittelbaren Nachbarn mitbekommt und lediglich die Balkone eine größere Durchlässigkeit aufweisen. Die Außenanlagen werden stark frequentiert und z. T. als erweiterter Wohnraum bewertet. Sie sind für Kinder besonders wichtig, die bei schlechter Witterung aber auch in den Eingangshallen und auf den Fluren spielen. Wie oft die Gemeinschaftsräume genutzt werden, hängt von ihrer Ausstattung ab. Tiefgaragen sind nicht nur mögliche Angsträume, sondern werden als witterungsunabhängiger Ankunftsart geschätzt.

Insgesamt erscheint die Nachbarschaft in Großüberbauungen als flexibler gestaltbar als in kleineren Wohneinheiten. Verbindung und Austausch sind, abhängig von verfügbarer Zeit, Interesse und Sozialkapital, in jeder Abstufung möglich, aber kein Zwang. Kinder und Jugendliche pflegen oft intensivere Kontakte, geben aber auch immer wieder Anlass für Konflikte: nach außen durch Lärm oder gelegentlichen Vandalismus (der von den Bewohner:innen bisweilen relativiert wird); und innerhalb der Wohnungen, wenn etwa zu hören ist, dass die Kinder der Nachbarn abends länger aufbleiben dürfen. Ruhestörung gehört neben der Nutzung der Waschräume und dem Umgang mit Müll zu den wichtigsten Konfliktfeldern, mit denen die Bewohner:innen unterschiedlich umgehen: Manche suchen die direkte Konfrontation oder tragen sie über Hauswarte oder Polizei aus, andere ziehen sich zurück, um nicht als „Stänker“ zu gelten. Auch die Verwaltungs- und Eigentumsstrukturen spielen eine Rolle: So besitzen Mieter:innen in Wohnungen in genossenschaftlichem oder Stockwerkseigentum mehr Mitspracherecht. Sozial- und Gemeinschaftsarbeit spielt in beiden Siedlungen eine große Rolle, verliert jedoch durch die zunehmende soziale Ausdifferenzierung und Pluralisierung der Lebensstile langsam wieder an Bedeutung.

Überhaupt wird das Zusammenleben von großer, weitgehend positiv wahrgenommener Vielfalt geprägt. Konfliktlinien ergeben sich entlang der Bewohnergenerationen, wenn Alteingesessene sich auch als solche identifizieren und dabei von jüngeren abgrenzen. Deutlich gewichtiger wirken sich der tatsächliche und der gefühlte Ausländeranteil aus: Dieser lag zuletzt bei 35 Prozent in Unteraffoltern II und 28 Prozent in der Telli. Tatsächlich liegt der Anteil aller Menschen mit Migrationsbiografie etwa doppelt so hoch, wenn man auch eingebürgerte Personen, Immigranten der zweiten Generation sowie gemischte Familien/ Paare hinzuzieht. Manche davon besitzen multilokale Lebensentwürfe, indem sie sich mehrere Wochen im Jahr in ihren Herkunftsländern aufhalten. Innerhalb der Siedlungen wird die ethnische Vielfalt einerseits begrüßt; sie generiert neue Perspektiven und erweitert den Horizont. Andererseits bestehen auch Skepsis und Differenzen, insbesondere wenn migrantische Gruppen unabhängig von ihrer eigenen inneren Ausdifferenzierung als relativ „geschlossene

Einheiten‘ wahrgenommen werden. Offene Fremdenfeindlichkeit besteht eher selten und geht oft von Personen aus, die auch sonst als schwierig gelten.

Gerade der vermeintlich hohe Ausländeranteil trägt zum skeptischen bis negativen Außenbild der Großüberbauungen bei, die sich ja schon rein durch ihre Lage und Architektur drastisch von anderen Siedlungen im Umland unterscheiden. Von außen werden sie oft mit Begriffen wie „Ghetto“, „Sozialbunker“ oder „Betonklötze“ bedacht; die Innenwahrnehmung hat dagegen positive Bezeichnungen generiert: In der Telli wurde die abendliche Beleuchtung in den Fenstern des Nachbarblocks als „Adventskalender“ beschrieben, an anderer Stelle wurde das Gebäude mit einem Kreuzfahrtschiff verglichen. Beide Siedlungen rücken derweil durch Erschließung und bauliche Verdichtung des Umlandes näher an die jeweiligen Städte heran, was wiederum Einfluss auf die Zuschreibungen hat.

Der Studie gelingt es durchgehend, das Phänomen der Großüberbauung in seiner gesamten Komplexität zu erfassen. Bau- und lokalgeschichtliche Kontextualisierung, Innen- und Außenperspektiven, Wohn-, Verwaltungs- und Organisationspraxis sowie der Fokus auf die Dynamik der Entwicklung ergeben zusammen ein dichtes Bild. Beschönigungen sowie Dramatisierungen werden gänzlich vermieden, und doch schafft es die Autorin, Stereotype und Vorbehalte abzubauen und konstruktive Aspekte zur Nutzung der Siedlungen und der Förderung ihrer Gemeinschaften aufzuzeigen. Der Studie ist daher eine breite, interdisziplinäre Rezeption zu wünschen, nicht nur in den Kulturwissenschaften, sondern auch in Stadtsoziologie, Siedlungsgeografie, Architekturgeschichte, Haus- und Bauforschung – und nicht zuletzt in der Praxis von Stadtplanung, Verwaltung und Lokalpolitik, die sich mit den Siedlungen noch langfristig auseinandersetzen, ihnen Perspektiven geben und ihrer öffentlichen Marginalisierung entgegenwirken müssen.

Markus Rodenberg, Bad Windsheim
<https://doi.org/10.31244/rwz/2021/40>